

VERENA KESSLER

ROMAN

DIE
GESPENSTER
VON
DEMMIN



Hanser Berlin

Urheberschutz

Diese PDF-Datei ist Eigentum der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG und wird ausschließlich zur persönlichen Lektüre zur Verfügung gestellt und darf nicht an Dritte weitergegeben werden. Die weitere Vervielfältigung oder Verbreitung des Textes ist untersagt. Bitte löschen Sie die PDF-Datei nach dem Lesen oder Ausdrucken. Gemäß §12 URG dürfen die Texte ohne vertragliche Autorisierung nicht verwendet werden. Auch nicht durch eine Inhaltsangabe. Dies verbietet §12 Abs. 2 URG.

Die Übersendung der Fahnen als PDF-Datei geschieht unter dem Vorbehalt einer Respektierung dieser Rechtslage. Falls Sie diese Nachricht versehentlich empfangen haben sollten, machen Sie uns bitte darauf aufmerksam, und löschen Sie bitte diese Mail sowie die angehängte/n Datei/en.

Bitte bestätigen Sie die Kenntnisnahme dieser Vereinbarung durch eine kurze E-Mail.

Copyright

This PDF file is the property of Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG. It is legally privileged and/or confidential and is intended only for the personal use of the addressee(s). No addressee should forward, print, copy, or otherwise reproduce this file in any manner that would allow it to be viewed by any individual not originally listed as a recipient. If the reader of this message is not the intended recipient, you are hereby notified that any unauthorized disclosure, dissemination, distribution, copying or the taking of any action in reliance on the information herein is strictly prohibited. If you have received this communication in error, please immediately notify the sender and delete this message. Please delete this PDF file after having it read and/or printed.

According to §12 URG the content of the PDF file should not be used in any way without explicit written permission. This PDF file is sent to you under the reserve that you respect the legal status outlined herewith.

Please confirm your acceptance of this arrangement by email.



Verena Keßler

DIE
GESPENSTER
VON
DEMMIN

Roman

Hanser Berlin

Für alle meine Eltern

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26784-8

© 2020 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag
GmbH & Co.KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: *Black Swan* © Rachel Newling

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

»I tell you loneliness is the thing to master.«

Martha Gellhorn

DIE PEENE IST EIN FLUSS VON HIER. *Träge schiebt sie sich durch schlammige, unbegradigte Ufer, vorbei an Stillgewässern, Mooren und Bruchwäldern, durch beinah unberührte Natur. Über Ostsee-Knabenkraut, Mehl-Primel und Sumpf-Herzblatt kreisen Trauerseeschwalben, Milane und Silberreiher. Sie hat noch keinen weiten Weg hinter sich, wenn sie sich durch Demmin, an Demmin vorbei, um Demmin herum schlängelt. Niemand weiß, was sie erinnert. Ob sie die Tage im Mai noch in sich trägt, die Tage, in denen hier Hunderte ins Wasser gingen, Steine in den Taschen, Kinder an den Leib gebunden. Ob sie sich selbst reinwaschen kann oder manches für immer auf ihrem Grund bewahrt. Wie alle Flüsse will auch die Peene Richtung Meer. Aber ihr Gefälle ist so gering, dass sich, wenn der Wind stark genug in das Haff hineinweht, ihre Stromrichtung ändert. Dann fließt die Peene rückwärts.*

37 MINUTEN SIND MEIN REKORD. So lange halte ich es aus, kopfüber vom Apfelbaum zu hängen. Das ist leider noch ziemlich weit entfernt von meinem Ziel. David Blaine hing mal sechzig Stunden kopfüber im Central Park. Drei Tage und zwei Nächte an einem Drahtseil. Die Augen sind ihm aus dem Kopf gequollen, der hätte blind werden können. Das Problem ist aber nicht nur, dass einem das ganze Blut in den Kopf läuft, sondern auch, dass die Organe auf die Lunge drücken und man nicht so gut Luft bekommt. Außerdem fangen nach einer Weile die Beine an zu kribbeln, weil zu wenig Blut drin ist. Insgesamt ist die Sache nicht besonders angenehm. Klar, ist ja auch eine Foltermethode. Und genau deshalb muss ich das üben. Ist nämlich gar nicht mal so unwahrscheinlich, dass ich in meinem Leben irgendwann gefoltert werde.

Es ist grau heute und kalt, bestimmt sind es keine 0 Grad. Mein T-Shirt ist mir bis zur Brust gerutscht, die nackte Haut am Bauch und an den Armen spannt, der Wind in den Ohren fühlt sich an, als hätte ich mir ein Wattestäbchen zu tief reingesteckt. Aber es ist auszuhalten und darum geht es, ums Aushalten. Wer aushalten kann, muss vor gar nichts Angst haben.

Wenn ich merke, dass ich langsam das Gefühl in den Beinen verliere, hole ich ein paar Mal Schwung und stoße mich ab. Man muss im Fallen eine halbe Drehung machen, damit man sich nicht das Genick bricht oder wie ein Vollidiot auf allen vieren landet. Manchmal zieh ich mich auch vor dem Ab-

sprung auf den Ast hoch, stell mich hin und mach dann einen Rückwärtssalto runter. Einfache Sache. Sieht aber nicht jeder so. Als ich das mal im Sportunterricht machen wollte, von der obersten Stufe der Sprossenwand runter, hat sich mein Sportlehrer total aufgeregt. Hat einen knallroten Kopf bekommen, ungefähr in der Farbe seiner lächerlichen Turnhose, und gebrüllt, dass ich da sofort – ABER SOFORT FROLLEIN – wieder runterkommen soll. Ob ich uns alle unglücklich machen will. Völlig übertrieben. Ich hab das hier bei uns im Garten bestimmt schon tausendmal gemacht, und keiner war unglücklich. Gut, glücklich war auch keiner, aber wer ist in dieser Stadt schon glücklich.

»Larissa!«

Meine Mutter ruft mich. Sie ist die Einzige, die mich so nennt. Allen anderen habe ich beigebracht, Larry zu sagen. Das Problem mit Larissa ist nämlich, dass es sich auf Pisser reimt. Hat meine Mutter mal wieder nicht nachgedacht. Denken ist insgesamt nicht so ihr Ding. Ich hab sie das natürlich gefragt, also warum sie sich gerade für diesen Namen entschieden haben, wie sie überhaupt darauf gekommen sind, ob sie jemanden kannten, der so hieß, und welche Namen noch im Rennen waren. Schließlich muss man die Hintergründe kennen. Aber sie hat gesagt, dass sie sich daran nicht mehr erinnern kann. Das sagt sie immer, wenn sie eine Frage nicht beantworten will: »Weiß ich nicht mehr.« Oder: »Das ist schon so lange her.«

»Laaariiiisaaa!«

Wenn sie will, dass ich reinkomme, ruft sie. Niemals würde sie sich die Mühe machen, die Tür zum Garten zu öffnen, herauszukommen und mich höflich zu bitten. Lieber macht sie sich die Stimmbänder kaputt. Ich hole Schwung, pendle

mich ein bisschen ein. Sind bestimmt noch keine 25 Minuten. Eins. Ganz schöne Verschwendung von Lebenszeit, das jetzt abzubrechen. Zwei. Hab aber gerade auch keine Lust, mich mit meiner Mutter anzulegen. Man muss wissen, wofür es sich zu streiten lohnt. Drei: Absprung. Ich lande auf den Füßen, das Gras unter meinen Schuhen ist mit Frost überzogen und knirscht. Kurz wird mir ein bisschen schwarz vor Augen, es flimmert, und meine Knie fühlen sich weich an. Aber ich fange mich schnell wieder, Übungssache.

»L-A-R-I-S-S-A!!!«

Ich halte die Stoppuhr an: 24:56.

*

DAS MÄDCHEN HÄNGT WIEDER IM BAUM, denkt sie, und schüttelt darüber den Kopf, nur ganz leicht, nur für sich. Sie ist niemand, der sich in die Angelegenheiten anderer einmischt, auch wenn sie von ihrem Schlafzimmerfenster aus rüber in den Garten der Nachbarn sehen kann, auch wenn das Mädchen da mit nacktem Bauch hängt, bei dieser Kälte, und die Haare beinahe den schmutzigen Boden berühren. Warum die Mutter nichts dazu sagt, fragt sie sich, sie scheint doch zu Hause zu sein, das Auto steht in der Einfahrt, wie immer. Seit der Mann weg ist, hat sie nicht mehr in der Garage geparkt. Ewig ist das schon her, dass der weg ist, da war das Mädchen noch ganz klein. Sie spürt einen Stich im Kreuz und fragt sich, wie lange sie schon hier am Fenster steht. Eigentlich war sie nach oben gekommen, um sich einen Moment hinzulegen, um sich auszuruhen. Sie wollte das Fenster schließen und die Vorhänge zuziehen, den Tag aussperren. Doch dann hat sie gesehen, dass das Mädchen da wieder hängt. Hat erst einen Schreck bekommen, hat wieder an die alte Kastner denken müssen, obwohl die ja gar nicht in *dem* Baum gegangen hat, sondern im Vorgarten, und außerdem ist das inzwischen ein ganzes Leben lang her. Sie schüttelt den Kopf, diesmal über sich selbst, weil ihr auffällt, dass sie die alte Kastner in Gedanken immer noch die alte Kastner nennt. Dabei ist sie längst älter als die Kastner bei ihrem Tod, neunzig Jahre schon. Manchmal kann sie es selbst nicht glauben, dann wieder ist es nicht zu leugnen. Neulich erst, vor zwei Wochen,

ist sie die letzten drei Stufen der Treppe in ihrem Haus hinuntergefallen. Sie hatte für einen kurzen Moment den Halt verloren, die Knie haben einfach nachgegeben, und schon lag sie da, unglücklich verdreht, mit einer geprellten Hüfte und konnte sich nicht bewegen. Sie weiß nicht, was passiert wäre, hätte Steffan sie nicht gefunden. Wäre er nicht ausgerechnet an diesem Tag vorbeigekommen, um nach ihrem Abfluss in der Küche zu sehen. Geschimpft hat er, was sie für Sachen mache, dabei muss der gerade reden, der macht ja selber Sachen, und im Gegensatz zu ihr macht er sie mit Absicht. Wieder schüttelt sie den Kopf. Daran will sie gar nicht denken, das hat sie so für sich entschieden, dass sie sich da nicht einmischt.

Am nächsten Tag hat er den Umzug vorgeschlagen. Ist extra nochmal vorbeigekommen und hatte drei Broschüren mitgebracht, als ob sie die Seniorenheime hier nicht kennen würde. »Kommt gar nicht in Frage«, hat sie gesagt und dass sie dieses Haus nur mit den Füßen voraus verlassen wird, dann hat sie die Broschüren ins Altpapier geworfen und nicht mehr daran gedacht, bis es ein paar Tage später noch mal passiert ist. Diesmal ist sie in einen Beistelltisch aus Glas gefallen.

Das Mädchen hat jetzt angefangen zu schaukeln, schwingt vor und zurück, immer schneller, seine Knie geben nicht nach, halten das Mädchen, bis es sich schließlich mit einem kräftigen Stoß vom Ast löst und nach einer halben Drehung sicher auf den Füßen landet. Schnell zieht sie den Vorhang zu. Sie geht rüber zum Bett, muss sich ausruhen, nur einen Moment die Beine hochlegen. Als sie die Augen schließt, sind sie wieder da, die Bilder. Jahrelang waren sie weg, jetzt kommen sie wieder, immer häufiger, rauschen vorbei, die Leichen im Fluss.

MEINE MUTTER SITZT MITTEN IM WOHNZIMMER auf ihrem Pouf. Der Pouf ist ein buntes, kreisförmiges Kissen, das sie im Internet bestellt hat, als sie ihre Meditationsphase hatte. Da saß sie dann jeden Morgen im Schneidersitz, mit geschlossenen Augen, und hat angestrengt ein- und ausgeatmet. Mittlerweile sitzt sie nur noch darauf, wenn sie sich die Fußnägel lackiert.

»Wo warst du denn die ganze Zeit?«, fragt sie, ohne aufzusehen.

»Draußen.«

»Im T-Shirt?«

Ich antworte nicht mehr auf dumme Fragen. Hab ich neulich mal beschlossen. Leider hat meine Mutter das noch nicht bemerkt.

»Wenn du krank wirst, gehst du trotzdem zur Schule.«

Sie beugt sich über ihren großen Zeh und macht ein konzentriertes Gesicht, während sie mit dem kleinen Pinsel über den Nagel fährt.

»Was ist denn?«

Manchmal vergisst sie einfach, warum sie mich gerufen hat. Ich hasse das. Hab schließlich andere Dinge zu tun.

»Kannst du heute bitte einkaufen gehen? Ich schaff's nicht.«

Nee, klar. Sieht man ja. Viel los hier.

»Was denn?«

»Na, was du halt essen willst!«

»Isst du denn mit?«

»Weiß ich noch nicht. Ich muss noch was erledigen, kann später werden. Kauf einfach ein bisschen mehr.«

Sie nimmt ihren rechten Fuß in die Hand, zieht ihn sich fast bis unters Kinn und fängt an, den Lack trocken zu pusten.

»Geld?«

»Handtasche liegt auf meinem Bett.«

Unser Haus ist eigentlich gar kein richtiges Haus, eher eine Wohnung, die zufällig allein auf dem Grundstück rumsteht. Wir haben nur ein Stockwerk, drei Zimmer, keinen Dachboden, keinen Keller, dafür eine unverhältnismäßig große Garage, in der alles Mögliche steht, nur nicht unser Auto. Das Schlafzimmer meiner Mutter ist das kleinste Zimmer, aber ich finde, es ist auch das schönste. Ihr Schrank, ihre Kommode und ihr Bett sind weiß, außerdem hat sie immer weiße Bettwäsche drauf. Nur ihre Vorhänge sind dunkelblau, weil sie nachts kein bisschen Licht ertragen kann. Wenn die Vorhänge offen sind, hat man von ihrem Fenster aus einen richtig guten Blick in den Garten. Also, zumindest kann man den Apfelbaum sehen, und der ist immerhin das Highlight. Von meinem Fenster aus schaut man auf die Straße. Und weil wir keinen richtigen Vorgarten haben, nur einen schmalen Streifen Wiese zwischen Zaun und Haus, glotzen die Leute immer bei mir rein, wenn sie vorbeigehen. Manchmal wink ich ihnen zu, dann schauen sie schnell weg.

Ich ziehe das schwere Portemonnaie aus der Handtasche. Es sind zwei Zwanziger drin, ein Zehner, zwei Fünfer und tausend Kassenbons. Meine Mutter hebt die immer ewig auf. »Falls man mal was umtauschen will.« Für die Dinge, die ich

gern umtauschen würde, gibt es leider keine Kassenbons. Ich nehme 35 raus. Mehr als 30 brauch ich wahrscheinlich nicht. Der Rest ist Trinkgeld.

Während ich mir die Schuhe anziehe, höre ich ein Klackern aus dem Bad, dann ein Zischen. Wenn ich später nach Hause komme, wird der Geruch von Haarspray noch in der Luft hängen, aber meine Mutter wird schon weg sein. Ob sie zum Abendessen wieder zurück sein wird, kommt darauf an, wie es läuft. Das kann ich nicht abschätzen, dafür habe ich zu wenige Informationen. Ich finde, sie könnte es mir auch einfach direkt sagen, wenn sie ein Date hat.

ZUM NETTO SIND ES NUR SIEBEN MINUTEN. Aber da gehe ich erst später hin. Vorher mach ich noch meine Bückrunde. So nenn ich meine Schicht auf dem Friedhof. Ein- bis zweimal die Woche sammle ich Müll und Laub von den Gräbern, schmeiße vergammelte Blumensträuße auf den Kompost oder gieße die Pflanzen, wenn es ausnahmsweise mal nicht regnet. Dafür kann ich mir dann einen Zehner bei Frau Ratzlow abholen, das ist die Friedhofsverwalterin. Sie ist schon fast siebzig und könnte längst in Rente sein, aber ich denk mal, sie hat Angst, die Seiten zu wechseln.

Samstag ist der beste Tag für meine Runde. Da sind nämlich auch die Witwen da. Also die, die noch können. Die bringen neue Blumen oder zünden eine Kerze an und sehen mich, wie ich mich kümmer, und schon haben sie einen Schein in der Hand. Oder zumindest was zum Klimpern. Dann bedanken sie sich, weil ich das Beet geharkt habe, als sie neulich im Krankenhaus waren, die Hüfte wieder oder das Knie, man wird schließlich nicht jünger, und ich lächle mein schönstes Mach-ich-doch-gern-Lächeln. Ich kann gut mit alten Leuten, die mögen mich. Liegt vielleicht daran, dass sie nichts über mich wissen, sondern sich einfach selber was zurechtfantasieren. Das nette blonde Mädels mit der Gießkanne.

Heute ist wieder eine Bestattung. Hinten bei den Urnengräbern steht eine winzige Gruppe Schwarzgekleideter. Kein Drama also: Je kleiner die Zahl der Trauergäste, desto älter der

Tote. Es sei denn, es war ein richtiger Unsympath, kann natürlich auch sein.

Ich fang immer an der gleichen Stelle an:

Heinrich Ehrlinger

1927–2001

Begrenzt ist das Leben, doch unerschöpflich ist die Liebe

Auf den Gräbern direkt an der Mauer liegt oft Müll. Die Leute schmeißen ihren Kram hier einfach rüber. Denke ich zumindest mal, erwischt hab ich dabei noch keinen. Ich weiß auch nicht, ob ich dann was sagen würde, bin ja nicht die Müllpolizei. Außerdem verdien ich damit mein Geld, also, was soll ich mich aufregen. Ich pflücke ein Snickers-Papier aus der kleinen Hecke, die Ehrlingers Grab eingrenzt, und stopfe es in den Müllbeutel, den ich mitgebracht hab. Weiter zu Erika Lindmann. Ich könnte hier alle Namen auswendig in der richtigen Reihenfolge aufzählen. Mit Geburts- und Todesdaten. Manchmal frage ich mich, ob ich mir damit nicht das Gehirn verstopfe.

Drüben setzt sich der kleine Trauertrupp in Bewegung. Einige von denen sehen echt so aus, als würde es sich gar nicht lohnen, den Friedhof nochmal zu verlassen.

»Einer aus dem Stift. Paarundneunzig. Wurde auch Zeit!«

Ich drehe mich um. Drei Gräber weiter steht Frau Nienhoff bei ihrem Mann. Also an seinem Grab natürlich.

»Frau Nienhoff!«, sage ich so, dass es gleichzeitig nach »Schön, Sie zu sehen« und »Seien Sie mal nicht so pietätlos« klingt. Das gefällt ihr, sie lacht.

»Irgendwann müssen wir alle.«

»Da haben Sie recht.«

»Na, du hast ja wohl noch ein bisschen Zeit.«

»Sie doch auch, Frau Nienhoff.«

Sie lacht wieder und fängt an, in den ausgebeulten Taschen ihres Anoraks zu kramen. Ich bücke mich währenddessen nach einem nassen Taschentuch, das die ersten beiden Buchstaben auf Otto Bodes Grabstein verdeckt.

»Da. Nimm.« Sie streckt mir ihre Hand entgegen, aber bevor ich bei ihr bin, öffnen sich ihre Finger plötzlich wie von allein, und der Fünfer segelt runter. Das hab ich schon ein paar Mal bei ihr erlebt. Keine Ahnung, was das soll, vielleicht hat sie sich einfach nicht mehr so ganz unter Kontrolle. Böse scheint sie es jedenfalls nicht zu meinen, sie guckt immer ganz zerknirscht, wenn das passiert.

Schnell hebe ich den Geldschein auf und nehme ihre knochigen Alte-Frauen-Hände in meine, drücke sie kurz. »Danke schön.«

»Na, ich weiß ja eh nicht mehr, wofür ich das noch ausgeben soll!«

Wieder lacht sie, und ich schüttele streng den Kopf, dann macht sie sich auf den Weg. Sie wohnt in einer der Platten hinter der Kirche, hat einen Balkon zur Straße, da hab ich sie schon oft sitzen sehen. Ist ziemlich stolz darauf, mit über achtzig noch allein zurechtzukommen. Kann ich verstehen. Ich glaube, Altenheim ist die Hölle. Stell ich mir vor wie ewig auf den Bus warten, ohne zu wissen, ob da überhaupt noch einer fährt.

Eine knappe Stunde brauche ich, um einmal alles abzulaufen. Die große Wiese mach ich zum Schluss. Manchmal lasse ich sie sogar ganz aus und sammle nur das Größte von den Rändern weg. Es ist nicht so, dass ich das Massengrab gruselig

finde. Und Angst hab ich schon gar nicht. Sind schließlich alle tot. Aber ich stell mir immer vor, dass die da unten kreuz und quer liegen, die Füße des einen im Gesicht des anderen, und dann bekomme ich so ein enges Gefühl und würde am liebsten ein Stück rennen, einfach nur, weil ich's kann. Mach ich natürlich nicht, ist schließlich ein Friedhof hier. In Hallenbädern und auf Friedhöfen wird nicht gerannt, sagt Frau Ratzlow immer. Ich hab sie mal gefragt, ob das nicht merkwürdig ist, hier jeden Tag zu arbeiten, wenn man weiß, dass um einen herum überall Leichen liegen. Da hat sie mich ganz erstaunt angesehen und heftig den Kopf geschüttelt. »Leichen sind nichts anderes als Kompost«, hat sie gemeint. Und dass die Toten sowieso hingehen würden, wohin sie wollen. Kann sein, dass man irgendwann ein bisschen komisch wird, wenn man zu lange auf dem Friedhof arbeitet. Ich mag Frau Ratzlow trotzdem. Wenn ich mir unter der Woche mein Geld bei ihr abhole, bleib ich meistens noch ein bisschen in ihrem Büro sitzen. Sie hat immer was zu erzählen: Wer zuletzt gestorben ist, ob es extravagante Wünsche für die Bestattung gab, ob auf der Trauerfeier mehr gefeiert oder getrauert wurde. Manchmal packt sie auch die alten Geschichten aus, die von ganz früher, die sie selbst nur gehört hat. Und sie hat viel gehört, in all den Jahren. Die Leute kommen auf den Friedhof, um sich zu erinnern, so hat sie mir das mal erklärt. Und wenn sie gerade schon dabei sind, dann wollen sie auch erzählen.

Ich bringe meinen vollen Müllsack zur Tonne. Der Deckel ist festgefroren, ich brauche richtig Kraft, um ihn zu öffnen. Neben der Tonne gibt es einen Wasserhahn für die Gießkannen, unter dem ich mir die Hände wasche. Das Wasser ist eiskalt. Ich sehe zu, wie meine Haut langsam rot wird, eigentlich eine gute

Gelegenheit zum Kältetraining, aber ich drehe den Hahn wieder ab. Eine Sache muss ich nämlich noch erledigen.

Ein bisschen abseits, hinten bei den drei Kiefern, ist das Grab Nummer 46. Der flache, weiße Grabstein liegt leicht schräg in der Erde, drum herum eine kleine Rosenhecke. Sieht hübsch aus, wenn sie im Sommer blüht. Ich hocke mich hin, fege ein paar braune Kiefernadeln vom Stein und lasse die Hand dann einen Moment auf der goldenen Schrift ruhen. Nur sein Name steht dort und die beiden Daten, die so nah beieinanderliegen, sonst nichts, kein Spruch, keine unerschöpfliche Liebe.

»Heute hab ich's nicht so lang geschafft«, sage ich, ganz leise, damit wirklich nur er mich hört. »Wurde von Mama unterbrochen. Aber nächstes Mal mach ich gleich eine Dreiviertelstunde, das pack ich locker, meine Beine sind viel stärker geworden. Ich mach jetzt jeden Abend Wandhocke.« Ich höre Schritte auf dem Kiesweg und warte kurz, bis ich wieder allein bin. Schon klar, andere machen das auch, mit Toten sprechen, hab ich oft genug mitgekriegt hier, aber ich will nicht gestört werden, ist schließlich ein Privatgespräch. Die Schritte werden leiser, dann ist es wieder still. Ich lasse es trotzdem gut sein für heute, der Moment ist vorbei. »Mach keinen Blödsinn!«, sage ich zum Abschied, dann stehe ich auf und ziehe weiter zu Netto.

*

IHR KOPF FÜHLT SICH SCHWER AN, als sie aufwacht, ihre Glieder steif, es ist kalt im Zimmer, das Fenster steht immer noch offen, sie hat vorhin vergessen, es zu schließen. Sie braucht einen Moment, um sich daran zu erinnern, wo sie heute Vormittag mit Steffan war, dann fallen sie ihr wieder ein, die blassgelben Flure des Seniorenheims, und Unruhe macht sich breit in ihr. Man darf fast gar nichts mitnehmen. Die Zimmer sind klein, und es ist alles da, Möbel, Bettwäsche, Handtücher, Vorhänge. »Alles was man braucht«, hat die junge Heimleiterin begeistert gesagt, und sie hätte sie am liebsten gefragt, ob sie denn selbst auch auf 18 qm wohnt und in fremder Bettwäsche schläft. Aber stattdessen hat sie nur freundlich genickt und am Ende unterschrieben. Der Gedanke daran, das Haus in den nächsten Wochen ausräumen zu müssen, das Haus, in dem sie ihr ganzes Leben lang gewohnt hat, alles zu verpacken und wegzugeben oder, schlimmer noch, wegzuschmeißen, kommt ihr absurd vor. Sie setzt sich auf, schlägt die Decke zurück. Ein eisiger Wind weht ins Zimmer. Im Heim ist es ihr vorhin furchtbar warm vorgekommen, als ob die Heizungen in allen Zimmern voll aufgedreht wären, die Luft war ganz trocken und roch süßlich. Sie hatte an damals denken müssen, an die Tage und Wochen, in denen die Toten noch nicht weggeschafft worden waren und über der Stadt eine Glocke aus süßlichem Leichengeruch und dem Geruch nach Verbranntem hing. Sie steht auf, extralangsam, sie traut ihren Beinen

nicht mehr, muss immer erst ein paar Schritte gehen, bis sie sich einigermaßen sicher fühlt. Im Heim wird immer jemand da sein, der ihr hilft, hat die Heimleiterin gesagt, sie kann auch einen Gehwagen benutzen, die Flure sind breit, und es gibt einen Fahrstuhl. Sie schließt das Fenster, stützt sich einen Moment auf der Fensterbank ab. Heute Vormittag hat sie sich bei Steffan untergehakt, ist die ganze Zeit an seinem Arm gegangen, so geht es ja auch. Im Fahrstuhl haben sie eine Frau getroffen, die auf der Sitzfläche ihres Gehwagens saß. »Welcher Stock?«, hat Steffan sie gefragt und wollte für sie drücken, aber sie hat nur »Meyer« gesagt und abwesend zur Tür gesehen. Als sie nach der Besichtigung wieder mit dem Fahrstuhl hinunterfahren, saß die Frau immer noch darin, ist die ganze Zeit über hoch- und runtergefahren. Sie wird keinen Gehwagen benutzen, denkt sie, wo sollte sie hingehen in diesem Heim, was sollte sie vorhaben.

ICH STECKE MEINEN EINKAUFS-ZŁOTY IN DEN WAGEN.

Hab ich mir von der Klassenreise nach Polen letztes Jahr mitgebracht. Passt genau rein, und ich kann ihn nicht aus Versehen ausgeben. Ziemlich praktisch. Ohne Wagen einkaufen gehen ist mir nämlich zu heikel. Entweder friert dir der Arm ab, weil du einen Beutel Tiefkühlpommes druntergeklemmt hast. Oder die Schokolade schmilzt, weil du sie die ganze Zeit gegen deinen Körper drücken musst. Oder dir fällt der ganze Kram runter inklusive Pesto im Glas, und dann bekommst du erst mal einen Wischmopp in die Hand gedrückt und darfst dich schön zum Lauch machen.

Der Laden ist natürlich bummsvoll. Alle machen ihre Wocheneinkäufe. Aber ich hab da kein Problem mit, im Gegenteil. Schließlich muss ich das irgendwann können, in chaotischen Situationen klarzukommen. Ich werd nämlich mal Kriegsreporterin. Okay, Netto ist nicht Krieg, aber irgendwo muss man ja anfangen. Kann schließlich später auch nicht einfach sagen: Ups, das ist mir jetzt zu wuselig hier, ich komm morgen noch mal wieder. Nee. Da heißt es dann Augen auf und durch.

In der Gemüseabteilung ist alles dicht. Die Leute lassen ihre Wagen im Weg stehen, während sie in aller Ruhe die Avocados betatschen. Ich biege direkt in den Brotgang ein, Gemüse brauch ich eh nicht. Mittlerweile weiß ich, ohne hinzugucken, wo der Sandwichtoast liegt, kann es mir also im Vorbeigehen in den Wagen schmeißen und direkt zum Kühlregal durchziehen.

»'tschuldigung, 'tschuldigung, 'tschuldigung, darf ich mal?«, nuschelnd greife ich an unentschlossenen Rumstehern vorbei und sammle Käse, Schinken, Milch und Pudding ein. Dann parke ich meinen Wagen bei den Tiefkühltruhen, während ich Nudeln, Pesto und Nutella besorge. Erst kurz vor Schluss lade ich Pizza und Eis ein, soll schließlich nicht auftauen. Letzter Stopp: Chipsregal. Ich nehme einen kleinen Umweg, weil ich aus den Augenwinkeln eine Kinderwagen-Blockade wahrnehme, biege in den Knabbergang ein und werde plötzlich ausgebremst. Vor dem Regal mit meinen Lieblingschips steht ein Hindernis, für das ich noch keine Strategie entwickelt habe: Timo. Mit einer fetten, in Plastikfolie eingeschweißten Palette.

Timo war in der Klasse über mir, bis er letztes Jahr geschmissen hat. Oder geflogen ist, da gibt es unterschiedliche Versionen. Man erzählt sich so einiges über ihn. Dass er im Unterricht geraucht hat. Dass er was mit Frau Wolter hatte. Dass er mit dem Hausmeister zusammen Drogengeschäfte organisiert hat. Dass er Fahrradschlösser in unter einer Minute knacken kann. Solche Sachen. Soweit ich weiß, wohnt er in Bangladesch. Das ist das Plattenbauviertel hinter der Schule, keine Ahnung, warum das so heißt, aber alle nennen es so. Ich denk mal, mindestens die Hälfte der Geschichten über Timo sind ausgedacht. Jetzt arbeitet er jedenfalls offensichtlich bei Netto und steht hier im Weg rum.

Ich überlege kurz, ob ich die Chips wirklich brauche. Sind ja auch ungesund und so. Aber dann entscheide ich mich doch dafür, zu kämpfen.

»Kann ich mal?«

Timo sieht mich kurz an. In seinem Gesicht liegt absolut kein Ausdruck. Unmöglich zu sagen, ob er mich gehört hat.

Ohne zu antworten, wendet er sich wieder seiner Palette zu, holt einen Cutter aus der hinteren Hosentasche und fängt an, die Folie damit aufzuschlitzen.

»Ich muss nur kurz an die Chips ran.«

Timo geht langsam in die Hocke, der Cutter gleitet mit ihm nach unten, trennt das Plastik mit einem sauberen Schnitt. Sieht fast ein bisschen elegant aus. Er kommt wieder hoch und reißt die Folie mit den Händen ab. Stapelweise Kekspackungen kommen zum Vorschein. Leider keine Chips.

»Hallo?«

Er sieht mich wieder an. Und grinst. Warum grinst er bitte?

»Nicht so ungeduldig.«

Er kann also sprechen. Schön. Leider sagt er jetzt nichts mehr, sondern steckt seinen Cutter wieder ein und fängt in Zeitlupe an, die Kekse ins Regal zu räumen. Ich schätze, wenn er in dem Tempo weitermacht, braucht er locker eine Stunde für die Palette. Warten ist also keine Option. Einfach abziehen natürlich auch nicht. Bleibt nur eins: Angriff. Ich schnappe mir den Hebel des Hubwagens. Kann ja so schwierig nicht sein, das Ding zu bewegen. Mit meinem ganzen Gewicht stemme ich mich darauf und beuge mich gleichzeitig nach rechts. Der Wagen setzt sich in Bewegung, aber dummerweise in die falsche Richtung. Die Palette rammt links das Regal, ein paar Kekspackungen gehen zu Boden.

»Bist du bescheuert oder so?«

Timo fragt das gar nicht wütend, sondern eher belustigt. Ich entscheide mich trotzdem für einen schnellen Rückzug, schnappe mir eine Tüte Chips, werfe sie in den Wagen und drehe ab. An der Kasse halte ich die Stoppuhr an: 8:37. Nicht schlecht für einen Samstag.

ES GIBT NICHTS BESSERES ALS PIZZA IM BETT, Laptop auf dem Bauch. Wenn meine Mutter nicht da ist, seh ich keinen Grund, am Tisch zu essen. Sie besteht leider auf so was, wahrscheinlich weil sie dann das Gefühl hat, ihren Job gemacht und mich erzogen zu haben. Auf dem Laptop läuft eine Doku. Das gehört zu meinem Training, ist sozusagen der Theorieteil. Ich schau mir alles an, was es über Kriegsreporterinnen gibt, und notier mir in meinem Handy, was ich mir für später merken will. Zum Beispiel: *Wenn eine Handgranate explodiert: auf den Boden werfen, Ohren zu und Mund auf.* Das mit dem offenen Mund ist wichtig für den Druckausgleich, sonst platzt einem das Trommelfell, und ich denk mal, wenn man grad im Kriegsgebiet unterwegs ist, ist das nicht so praktisch.

Mein großes Ziel ist es, einmal am *Hostile Environment Awareness Training* teilzunehmen. Das ist ein Training von der Bundeswehr, extra für Leute, die in Kriegsgebiete müssen, also nicht als Soldaten, sondern als Ärzte zum Beispiel oder als Journalisten. Da lernt man dann eine Woche lang, wie man sich im Krieg zu verhalten hat, was man macht, wenn man unter Beschuss gerät, woran man Landminen erkennt und wie man Schusswunden und andere Kriegsverletzungen versorgt. Am letzten Tag wird man von Rebellen entführt und in einen dunklen Raum gebracht, da muss man dann stundenlang auf dem Boden knien und die Hände hinter dem Kopf halten, und wenn den Entführern irgendwas nicht passt, muss man sofort

Liegestütze machen. Sie schreien rum und drohen, einen zu erschließen, und irgendwann muss man sogar eine Abschiedsbotschaft an seine Familie aufnehmen. Leider kann man da erst ab achtzehn mitmachen. Bisschen ärgerlich natürlich, aber immerhin hab ich so noch etwas Zeit, für die Teilnahmegebühren zu sparen. 1500 Euro kostet der Spaß.

Es klingelt. Dreimal kurz, einmal lang. Am liebsten würde ich so tun, als wäre ich nicht da, aber ich weiß, dass ich damit nicht durchkommen würde. Es klingelt wieder. Dreimal lang, dann kurz – kurz – kurz – kurz. Sie wird nicht aufgeben, so viel ist sicher. Also strample ich die Decke weg, stehe auf und öffne die Tür.

»Hast du geschlafen?«

Sarinas Mütze passt zu ihrem Schal, beides passt zu ihren Augen, und ich will zurück in mein Bett.

»Nachmittags schlafen ist nicht gut für dich, dann liegst du nachts wach, und dein ganzer Bio-Rhythmus kommt durcheinander. Das kann dich mehrere Jahre deines Lebens kosten.«

»Ich hab nicht geschlafen«, sage ich, lasse die Tür einfach offen und gehe zurück in mein Zimmer. Während Sarina im Flur Schuhe und Jacke auszieht, räume ich meinen Laptop und den Teller mit den Pizzarändern auf den Fußboden und krieche wieder unter die Decke.

»Hier riecht es nach Salami.«

Sarina reißt das Fenster auf, dann lässt sie sich neben mich aufs Bett fallen. Ihre Haare sind elektrisch aufgeladen von der Mütze, stehen in alle Richtungen ab. Wären wir jetzt in der Schule, hätte sie schon längst ihre Bürste in der Hand, aber wenn wir unter uns sind, ist ihr ziemlich egal, wie sie aussieht. Ich lehne mich mit dem Rücken an die Wand, kalte Luft

strömt in den Raum. Sarina legt ihre Beine über meine. Das macht sie oft: irgendeinen Körperteil von sich auf mir ablegen.

»Was machst du da?«, frage ich. Sie hängt jetzt mit dem Oberkörper über der Bettkante.

»Musik an«, sagt sie und hebt meinen Laptop zu sich hoch.

»Gib her, ich mach schon.« Ich will ihr den Laptop wegnehmen, aber ihre Beine sind schwer, und ich komme nicht hoch. Sie berührt das Trackpad, der Bildschirm wird hell. Genau das wollte ich vermeiden.

»Hast du dir schon wieder diesen Kriegskram angeschaut?« Sarina ist nicht gerade ein Fan von meinen Zukunftsplänen. Genauer gesagt: Sie findet sie komplett bescheuert.

»Muss dich ja nicht interessieren«, sage ich und nehme ihre Beine endlich von mir runter. Sie setzt sich auf, ich angle mir den Laptop und suche nach Musik, die für bessere Stimmung sorgen könnte.

»Ich glaub dir eh nicht, dass du das ernst meinst«, sagt sie und zupft dabei Flusen vom Bettlaken. Ich scrolle durch meine Playlists, sehe aber gar nicht richtig hin. Sarina hat keine Ahnung, wie ernst es mir wirklich ist.

»Warum schmeißt du dich nicht einfach gleich vom Hochhaus?«

»Weil es in Demmin keine Hochhäuser gibt«, sage ich und ärgere mich sofort, dass ich auf ihre blöde Provokation eingegangen bin.

Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Sich umzubringen sollte hier jedenfalls kein Problem sein.«

»Hast du schon Chemie gelernt?«, frage ich, nicht weil mich die Klausur nächste Woche ernsthaft interessieren würde, sondern weil ich dringend das Thema wechseln will.

»Ich kann mich grad nicht konzentrieren ...«, sagt Sarina, und es ist klar, dass ich fragen soll, wieso. Ich tue ihr den Gefallen, Hauptsache, wir streiten nicht.

»Wer ist es diesmal?«

Sarina ist eigentlich immer in irgendwen verknallt. Schon in der Grundschule musste ich mit ihr vor der Jungsumkleide rumlungern, damit sie einen Blick auf Rafi in seiner Batman-Unterhose werfen konnte, sobald die Tür aufging. Ich war noch nie verliebt, und das soll auch so bleiben.

»Findest du nicht auch, dass Timo gute Schultern hat?«

»Der Timo, der jetzt bei Netto Paletten auspackt?«, frage ich, obwohl mir kein anderer Timo einfällt, den sie meinen könnte.

Sarina legt den Kopf schräg. »Scheint zumindest ein gutes Training zu sein.«

Ich verdrehe innerlich die Augen und frage mich, wie sie jetzt ausgerechnet auf die Idee kommt, auf Timo zu stehen. Soweit ich weiß, hat sie noch nie ein Wort mit ihm geredet. Aber wirklich wundern tut es mich auch nicht. Wahrscheinlich hat sie zu Hause so eine Art Panini-Heft mit allen Jungs aus Demmin im datefähigen Alter, und jetzt ist er einfach dran.

»In wen warst du eigentlich noch nicht verknallt?«, frage ich und bin selbst überrascht, wie schlecht gelaunt das klingt.

»In dich«, sagt Sarina und tritt mich in die Seite. Dann nimmt sie mir den Laptop wieder weg und macht ihre Musik an.

*

DRÜBEN BRENNT LICHT, überall im ganzen Haus. Das macht das Mädchen oft, wenn es abends alleine ist. Das Auto steht nicht mehr in der Einfahrt, sicher hat die Mutter Spätschicht, sie arbeitet im Krankenhaus, als Schwester auf der Intensiv. Vor ein paar Jahren hatte sie dort mal liegen müssen, hatte sich eine Lungenentzündung eingefangen, in ihrem Alter kann so etwas das Ende bedeuten, und sie hatte sich schon fast mit dem Gedanken abgefunden, da wurde es doch wieder besser. Sie hat sich gut um sie gekümmert, die Nachbarin, hat ihr das Kissen aufgeschüttelt, hat gefragt, ob die Füße auch warm genug sind, und hinterher, als sie schon wieder zu Hause war, ist sie sogar noch einmal rübergekommen, um sich zu erkundigen, wie es ihr geht. Und deswegen hat sie auch den Ersatzschlüssel bekommen, für den Notfall. Steffan hat zwar auch einen, aber bei dem weiß man ja nie.

Sie spürt, dass sie hungrig ist, seit dem Frühstück hat sie nichts mehr gegessen. In der Küche öffnet sie den Geschirrschrank und nimmt einen der einfachen Teller heraus, die mit dem blau-weißen Muster, den Strohblumen. *German Democratic Republic* steht auf den Unterseiten, der Schriftzug ist nicht verblasst in all den Jahren. Sie nimmt eine Scheibe Brot aus der Tüte, beschmiert sie dick mit Butter. Sie isst immer die gleiche Sorte von Aldi, einmal die Woche geht sie dort einkaufen, schafft es immer noch allein, auch wenn sie in letzter Zeit länger gebraucht hat für den Weg. Es wäre einfacher, zum nä-

her gelegenen Netto zu gehen, aber seit die Verkäuferin dort einmal unfreundlich war zu ihr, betritt sie den Laden nicht mehr. Manchmal fragt sie sich, ob sie nicht mal nebenan klingeln sollte, vielleicht könnte das Mädchen ihr etwas mitbringen vom Einkaufen. Aber seit sie der Mutter den Schlüssel gegeben hat, hat es nicht mehr viel Kontakt gegeben, und sie ist niemand, der sich aufdrängt.

Sie beißt in ihr Butterbrot, kaut mechanisch und denkt wie so oft, dass sie es eigentlich nicht mag, dieses abgepackte Brot, aber es hält sich besser, und so wie früher schmeckt es sowieso nirgends mehr. Bevor das alles passiert ist hier, vor dem Krieg oder besser: vor seinem Ende, gab es in Demmin noch richtige Bäcker, einen für Kuchen, einen für Brot. Ihre Mutter holte dort immer einen großen Laib, der reichte die ganze Woche. Sind alle abgebrannt damals, die Läden in der Altstadt, und heute hat ja kaum einer mehr eine Chance, es gibt zu viele Supermärkte für so eine kleine Stadt.

Das laute Zuschlagen der Haustür drüben reißt sie aus ihren Gedanken. Sie reckt den Hals ein wenig, sodass sie aus dem Küchenfenster sehen kann, ohne aufstehen zu müssen. Es ist die Freundin des Mädchens. Sie zieht ihre Mütze über das lange feine Haar und geht mit hochgezogenen Schultern die Straße runter, friert sicher. Viel zu dünn sind die Mädchen immer angezogen. Sie sieht ihr noch eine Weile nach, bis sie um die Ecke verschwunden ist. Der Apfelbaum im Vorgarten biegt sich im Wind, die alten Äste knarren. Für heute Nacht gibt es eine Sturmwarnung, haben sie vorhin im Radio gesagt.

ÜBER MEINEM BETT kleben dreizehn Plastikleuchtsterne. Die hab ich dahin geklebt, als ich noch im Kindergarten war. Meine Mutter hat extra eine Leiter von den Nachbarn geliehen. Da durfte ich mich dann draufstellen und die Sterne an die Decke kleben, während sie die ganze Zeit daneben stand und mit einer Hand die Leiter, mit der anderen meine Wade festgehalten hat. Jetzt gehen sie nicht mehr ab, ohne dass der ganze Putz runterbröckeln würde, und deswegen bleiben sie halt dran. Sieht natürlich ein bisschen kindisch aus, aber ehrlich gesagt, mag ich sie immer noch ganz gerne. Wenn ich nachts wach liege, denke ich mir manchmal meine eigenen Sternbilder aus: Der große Schuh. Der Schwamm. Das Ufo.

Draußen stürmt es, und ich kann nicht schlafen. Nicht, weil ich Angst hätte, bin ja nicht fünf, aber der Wind ist ganz schön laut, und irgendwo klappert was. Ich weiß nicht, wie spät es mittlerweile ist, weil ich mich zwingen, nicht auf die Uhr zu gucken. Auf die Uhr zu gucken macht nämlich alles nur noch schlimmer, wenn man nicht schlafen kann. Dann denkt man, wie krass es ist, dass es schon so und so spät ist, und fragt sich, wie es denn sein kann, dass man hier schon drei Stunden liegt und worüber man denn die ganze Zeit gegrübelt hat, und dann überlegt man, ob man nicht vielleicht doch schon geschlafen und es nur nicht mitgekriegt hat. Und dann schläft man erst recht nicht ein und schaut wieder auf die Uhr und ist noch viel geschockter, und irgendwann ist es Morgen, und

man hat überhaupt nicht geschlafen. Ist mir schon tausendmal passiert.

Es ist nicht ungewöhnlich, dass meine Mutter nachts nicht nach Hause kommt. Oder erst sehr spät. Kommt immer auf ihre Schicht im Krankenhaus an, aber es gibt auch Nächte, in denen sie gar nicht arbeitet und trotzdem wegbleibt. Hab ich mal rausgefunden, als ich sie bei der Arbeit wegen irgendwas anrufen wollte und die Kollegin meinte, sie hätte die ganze Woche keine Nachtschicht gehabt. Für meine Mutter ist es eine Art Lebensziel, einen Mann zu finden. Und wenn sie einen hat, dann richtet sie sich voll auf ihn aus, dann ändert sie ihre Meinungen und Interessen, ihre Ernährungsgewohnheiten und ihre Frisur. Dann bestellt sie plötzlich Meditationskissen im Internet. Ich könnte an jeden Gegenstand, der wegen einem ihrer Typen bei uns gelandet ist, ein Post-it mit dem jeweiligen Namen kleben. Riesige Yucca-Palme: Michael. Hansa-Rostock-Duschvorhang: Ralf. Völlig überteuerte Whiskeykaraffe aus Kristall mit passenden Gläsern: Jan-Martin. Kurz überlege ich, ob ich aufstehe und das wirklich mache, wo ich doch eh nicht schlafen kann. Aber ich glaube, meine Mutter würde mir das übelnehmen.

Draußen fährt ein Auto vorbei. Das Licht der Scheinwerfer wandert durch mein Zimmer, streift den Schrank, den Schreibtisch, den Stuhl mit dem Klamottenberg darauf, lässt alles für einen kurzen Moment Schatten werfen. Dann ist es wieder dunkel. Mein Magen knurrt. Es kommt mir ewig lange her vor, dass ich etwas gegessen habe. Ich zögere und frage mich, ob ich aufstehen und mir etwas holen soll. Die Vorstellung, im kalten Küchenlicht ein Brot zu schmieren, ist nicht gerade verlockend. Andererseits kann ich hungrig erst recht nicht einschlafen.

Ich starre in den offenen Kühlschrank. Da sind der Käse und der Schinken, die ich heute gekauft habe. Da sind aber auch noch Remoulade und ein paar Tomaten. Und ein Rest Salat. Klare Sache, das hier wird was Größeres. Im Rumpelschrank über der Spüle finde ich, was das Projekt Mitternachtsnack perfekt macht. Sandwichtoaster mit Spongebob-Motiv: Steven.

Ich stelle mich auf die Außenkanten meiner Füße, damit sie nicht so kalt werden, während ich darauf warte, dass das kleine Lämpchen am Sandwichtoaster auf Grün springt. Der Käse fängt schon an, leicht verbrannt zu riechen, genauso, wie ich es gern mag. Als es fertig ist, ziehe ich mein Sandwich vorsichtig mit zwei Fingern auf den Teller und trage ihn rüber ins Wohnzimmer. Dort mache ich es mir auf dem Sofa gemütlich, staple zwei Kissen auf meinem Schoß, damit ich mich nicht so tief über meinen Teller beugen muss, wenn der geschmolzene Käse und die Remoulade unten rauslaufen. Es ist dunkel im Wohnzimmer, ich hab das Licht ausgelassen, mein Gehirn soll nicht denken, dass es Tag ist. Der Wind drückt gegen die Fenster, von irgendwo ist eine Mülltonne zu hören, die über die Straße geschoben wird. Ich schaue rüber zu Frau Dohlbergs Haus, das sowieso immer ein bisschen windschief aussieht. Es ist viel älter als unseres, hat schon vor dem Krieg da gestanden, und was noch viel krasser ist, die Bäume im Vorgarten, die hat es damals auch schon gegeben. Und genau da hat sich jemand aufgehängt, hat Frau Ratzlow mal erzählt. Die alte Dohlberg schläft sicher längst, da geht's gleich nach der Tageschau ins Bett. Denke ich mir zumindest, besonders gut kenne ich sie nicht, obwohl wir mein ganzes Leben lang nebeneinanderwohnen. Sie ist nicht die Art Nachbarin, die einen über den Gartenzaun anquatscht, um übers Wetter zu reden. Meine

Mutter hat trotzdem ihren Schlüssel, für den Notfall. Hat die Dohlberg ihr irgendwann mal gegeben, wahrscheinlich hat sie sonst niemanden. Außer diesen einen Typen, der immer aussieht, als hätte er zehn Jahre im Keller verbracht, scheint sie jedenfalls keiner zu besuchen. Eigentlich würde ich Frau Dohlberg gern mal fragen, ob das stimmt, dass sich bei ihr im Vorgarten jemand erhängt hat. Aber ich weiß nicht, wie ich es machen soll. Das ist ja nichts, was man einfach mal so raushaut, wenn man sich auf der Straße begegnet, und außerdem hab ich mich immer schon ein bisschen gegruselt vor ihr und vor dem Haus, nicht erst seitdem ich von dieser Sache weiß. Aber jetzt frage ich mich schon manchmal, ob das wirklich nur der Wind ist, wenn die Bäume drüben knarzen.

SONNTAGE IN DEMMIN fühlen sich an wie ein Bad in lauwarmem Wasser. Ich weiß auch nicht, wieso, aber oft wache ich sonntags schon mit diesem grauen Gefühl auf, und dann geht es oft den ganzen Tag nicht mehr weg, sondern wird immer dunkler, bis es irgendwann ganz schwarz ist. Vielleicht mag ich Sonntage sogar noch weniger als Montage.

Ich hab mir die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, gegen den Wind und den kalten Nieselregen und ein bisschen auch gegen die Blicke der wenigen Menschen, an denen ich vorbeikomme.

Sarina wohnt nur ein paar Straßen weiter in einem schmalen Reihenhaus. Im Vorgarten ihrer Nachbarn stehen ungefähr achtzigtausend bunte Tonfiguren. Frösche mit Regenschirmen. Pilze mit grinsenden Gesichtern. Katzenbabys, die aus Gummistiefeln hervorschauen. Immer, wenn ich hier vorbeigehe, stelle ich mir vor, wie ich eine der Figuren nehme, sie hoch über meinen Kopf hebe und dann mit voller Wucht auf die Straße schmettere.

Sarinas Vater öffnet mir die Tür. Er sieht aus wie eines dieser älteren H&M-Models. Halbblange Haare und Bart, grau meliert, groß und dünn, T-Shirt und Jeans, melancholischer Blick. Ich glaube allerdings, bei ihm ist dieser Look eher ein Versehen.

»Ist Sarina da?«, frage ich höflichkeitshalber. Natürlich ist sie da, wo sollte sie sonst sein.

»Komm rein.« Mit einem Geschirrtuch in der Hand winkt er mich in den Flur. Drinnen ist es warm, es riecht nach ge-